

Von Gipfeln und Tälern: Bemerkungen zu einigen Gefahren, die den objektiven Hermeneuten erwarten

Reichertz, Jo

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Reichertz, J. (1994). Von Gipfeln und Tälern: Bemerkungen zu einigen Gefahren, die den objektiven Hermeneuten erwarten. In D. Garz, & K. Krammer (Hrsg.), *Die Welt als Text : Theorie, Kritik und Praxis der objektiven Hermeneutik* (S. 125-152). Frankfurt am Main: Suhrkamp. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-17554>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Jo Reichertz
Von Gipfeln und Tälern
Bemerkungen zu einigen Gefahren,
die den objektiven Hermeneuten
erwarten

1. Einleitung

Steht einer auf einem Gipfel, dann sieht er bekanntlich weiter als ein anderer, der sich im Tal befindet und dessen Gesichtskreis durch eine Vielzahl sich aufreckender Berge verstellt ist. Diesen Umstand hat Ulrich Oevermann im Jahre 1979 für eine Metapher genutzt, der zufolge der objektive Hermeneut in prominenter Stellung von der Gipfelspitze über die weiten Täler, in welchen die Beforschten siedeln, blicken kann. Im Langtext liest sich das Ganze so: »Bei der Interpretation auf dieser Ebene maßt sich der Interpret also analog zum erkenntnistheoretischen Status des Therapeuten den Status des distanzierten Dritten an, der gleichsam vom Gipfel seines Interpretationswissens und seines Interpretationsverfahrens die Täler der von den beobachteten Personen subjektiv realisierten Bedeutungswelten oder Relevanzsysteme weit überblicken kann« (Oevermann 1979c, S. 398).

Die Verwendung des Prädikats »anmaßen« signalisiert – entgegen dem ersten Eindruck – keineswegs eine Kritik oder Einschränkung der vertretenen Position (Texthermeneuten erkennen in dieser Wortwahl möglicherweise eine Kompromißbildung zwischen Omnipotenzphantasie und Einsicht), nein: Oevermann sagt klar: Zu Recht kann der Hermeneut davon ausgehen, daß er sich auf dem Gipfel befindet, denn seine Überlegenheit wird durch zwei Dinge gesichert – durch sein erworbenes Interpretationswissen und durch sein Interpretationsverfahren. »Anmaßen« würde sich der Interpret die Überlegenheit lediglich dann, wenn diese in der Tat nicht gegeben wäre, wenn also der Hermeneut für seinen Anspruch keine begründbaren und akzeptierbaren Argumente vorbringen könnte und statt dessen allein den *Anspruch* auf Überlegenheit reklamieren würde.

Im folgenden möchte ich ein wenig der Frage nachgehen, wie sich

Anspruch und Wirklichkeit der objektiven Hermeneutik zueinander verhalten. Zu diesem Zweck kann ich allerdings hier nicht das Gesamtkonzept Oevermanns untersuchen, sondern ich werde mich auf wenige heikle Punkte beschränken. Betrachten werde ich (1) das Selbstverständnis der objektiven Hermeneutik als Kunstlehre¹, (2) eine Variante dieser Kunstlehre – nämlich die Interpretation von sogenannten ›objektiven‹ Daten, und (3) die Forschungslogik dieser Hermeneutik. Es geht mir nicht darum, die Unbrauchbarkeit der objektiven Hermeneutik zu demonstrieren, sondern darum, hermeneutische Deutungen zu verbessern, auch indem ich auf mögliche Gefahren bei der Deutung hinweise, denn: »Wer über die Akte der Deutung nichts weiß und sich über ihre Prämissen und Ablaufstrukturen keine Rechenschaft auferlegt, interpretiert – aus der Sicht wissenschaftlicher Überprüfungspflicht – einfältig, das heißt auf der Grundlage impliziter alltäglicher Deutungsroutrinen und Plausibilitätskriterien« (Soeffner 1985, S. 110).

Nun kann man nicht sagen, die Methodologie und Methode der objektiven Hermeneutik seien unreflektiert, – im Gegenteil, es gibt zur Zeit kein reflektierteres und elaborierteres Verfahren innerhalb der bundesdeutschen Sozialforschung. Dennoch gilt: Neben immer neuen Materialanalysen sind ebenso weitere Untersuchungen des theoretischen und methodologischen Konzepts vonnöten, denn auch der Einäugige, der bekanntlich nur unter den Blinden König ist, tut gut daran, seine Beobachtungsgabe zu verbessern.

- 1 Um auf meinen Untersuchungsgegenstand klarer hinweisen zu können, möchte ich die *Kunstlehre* der objektiven Hermeneutik von dem *Konzept* der objektiven Hermeneutik abheben. Letzteres beinhaltet die Kunstlehre plus die sie begleitenden und auch begründenden Objekttheorien zur Struktur sozialisatorischer Interaktion, zu den sozialen Deutungsmustern, zum Begriff der Professionalisierung usw. Von der Sache her ist eine solche Unterscheidung unzulässig, da Kunstlehre und Objekttheorien sich gegenseitig abstützen.

2. Die objektive Hermeneutik als Kunstlehre

Das Deutungsverfahren der objektiven Hermeneutik ist – so Oevermann – keine Methode, sondern eine Kunstlehre. Was bedeutet diese Namensgebung? Weshalb wurde gerade diese gewählt? Weshalb betitelt man das Verfahren nicht ›Technik‹, ›Handwerk‹ oder einfach nur ›Kunst‹? Aus den wenigen Bemerkungen Oevermanns zu diesem Thema und aus der Pragmatik der einzelnen Begriffe lassen sich für die Namensgebung folgende Gründe nachzeichnen:

Eine *Methode* gibt genau an, wie man vorzugehen hat, wenn man vor einem Problem steht. Sie benennt alle Handlungen, die vorzunehmen sind, und sie beschreibt diese exakt. Methoden sind genaue Handlungsrezepte, die niedergeschrieben auch im Fernstudium erworben und von allen Lesegewandten gelernt und angewendet werden können. Ein solches Verfahren will die objektive Hermeneutik nicht sein, was bedeutet, daß sie glaubt, den Prozeß der Bedeutungsrekonstruktion nicht operationalisieren zu können. Die theoretische Begründung dafür sei kurz genannt: Da die objektive Hermeneutik gerade das bei der Rekonstruktion von Bedeutung verwendet, was sie unter anderem erst noch mit Hilfe dieses Prozesses sucht – nämlich die Regeln der Bedeutungsrekonstruktion –, muß sie bis zur Kenntnis dieser Regeln deren intuitiven, das heißt nicht exakt beschreibbaren Gebrauch voraussetzen. Deshalb keine Operationalisierung, deshalb keine Methode, deshalb die Not, die darauf wartet, als Tugend zu erwachen.

Der Begriff ›*Technik*‹ hat fast die gleichen Konnotationen wie der Begriff ›Methode‹, nur daß ersterer aus dem Bereich der Ingenieurwissenschaften kommt, was ihn aus der Sicht der objektiven Hermeneutik nicht aufwertet. Das ›*Handwerk*‹ akzentuiert zu sehr die Tätigkeit der Hand, obwohl ansonsten der Begriff nahegelegt hätte. Denn die Beherrschung eines Handwerks setzt in der Regel eine mehrjährige Lehrzeit voraus, in welcher der Lehrling und später der Geselle vom Meister das Handwerk lernt, indem er ihm zuschaut, etwas selbst versucht und vom Meister so lange verbessert wird, bis der Lernende es dem Lehrenden gleich tun kann. Die handwerkliche Kunst – auch hier spricht man von Kunst – kann nicht operationalisiert werden, sondern wird durch Mitagieren übernommen.

Das Verfahren der Sinnrekonstruktion ist dem Selbstverständnis

der objektiven Hermeneutik nach aber auch nicht ›Kunst‹, denn ›Kunst‹ impliziert das genialische Tun eines einzelnen. Der Künstler schafft Neues, zumindest liefert er neue Sichtweisen, und er ist nicht – das gilt für die Moderne – mit dem leidigen Geschäft der ökonomischen gesellschaftlichen Reproduktion belastet. Zudem arbeitet er stets mit Symbolen, letztlich also mit dem Kopf. Doch ›Kunst‹ ist qua Definition der Akt eines einzelnen Menschen, sie ist nicht diskursiv übermittelbar, und es ist gerade keine Kunst, den Meister vollendet zu kopieren. ›Kunst‹ ist nicht zu lernen. Diese Implikationen des Kunstbegriffes machen ihn für die Wissenschaft, den Bereich des Diskurses und der Lehre, unbrauchbar. Im Begriff ›Kunstlehre‹ vereinigen sich nun Kunst und Handwerk, mit Kosten, aber auch mit Nutzen: Die Bedeutungsrekonstruktion im Sinne der objektiven Hermeneutik versteht sich als eine Kunst (handlungsentlastet durch den Umgang mit Symbolen neue Sichtweisen zutage fördern), die vom Meister erlernbar (Lehrjahre der Interpretation) ist. ›Kunstlehre‹ bezieht sich sowohl auf die Maltradition der Renaissance als auch auf das Selbstverständnis psychoanalytischer Intervention. Der Begriff ›Kunstlehre‹ bezeichnet den Punkt, an dem das neu Geschaffene sich mitteilt, sich versprachlicht; er bezeichnet die Stelle, an der systematisch Neues sich zum Ausdruck bringt bzw. zum Ausdruck gebracht wird. Soweit das Selbstverständnis der objektiven Hermeneutik.

Doch der Begriff ›Kunstlehre‹ hat noch eine andere Seite: Auffallendes Merkmal der Kunstlehre ist ihre Sperrigkeit gegenüber einer Operationalisierung. Die Not, die das erforderlich machte, war bereits genannt worden. Doch sollte man nicht übersehen, daß sich mit dem Begriff ›Kunstlehre‹ möglicherweise eine Immunisierungsstrategie gegen Kritik anbahnt.

Die objektive Hermeneutik liefert in ihren Objekttheorien ein Weltbild, das klar geordnet ist. Die Mannigfaltigkeiten des sozialen Handelns lassen sich alle auf Regeln zurückführen, welche selbst wieder exakt und vollständig zu rekonstruieren sind (vgl. Reichertz 1986). Vagheiten gibt es in dieser Welt nicht, höchstens für die in der Lebenspraxis handelnden Menschen, jedoch – wenigstens prinzipiell – nicht für den Wissenschaftler. Diese exakt beschreibbare Mechanik sozialen Handelns läßt sich nun mit einer ›Kunstlehre‹ entdecken, die nicht genau beschreibbar, also vage ist. Mit diesem Kniff ist das Unbestimmtheitsproblem, das Vag-

heitsproblem von der Welt abgezogen und dem Interpretationsverfahren aufgebürdet worden. Oder in der Metapher von Popper: Die Welt wurde zu einer Uhr ernannt, das Deutungsverfahren zu einer Wolke (vgl. Popper 1974, S. 230-282). Auf diese Weise läßt sich später jedem Verwender des Interpretationsverfahrens, der nicht die durch Regeln wohlgeordnete Welt erblicken kann, entgegenhalten, er habe halt die Kunst nicht richtig ausgeübt. Und damit ließen sich alle Aussagen der objektiven Hermeneutik gegen Kritik leicht und ohne bewußte Selbsttäuschung immunisieren. Der Begriff ›Kunstlehre‹ bezeichnet somit einen Weg, der die objektive Hermeneutik zu einem nicht falsifizierbaren Aussagensystem führen kann.

3. Zur Interpretation von objektiven Daten

Obwohl die objektive Hermeneutik sich innerhalb der qualitativen Sozialforschung als elaboriertestes Datenanalyseverfahren etabliert hat, ist sie nicht unumstritten. Strittig ist vor allem die Kunstlehre der Interpretation, und dies nicht allein wegen der flüchtigen, nur schwer zu fassenden Form dieser bzw. jeder Kunstlehre; sie ist auch strittig, weil es keine einheitliche Darstellung dieses Interpretationsverfahrens gibt. Denn blättert man in den Arbeiten von Ulrich Oevermann, dann lassen sich leicht vier Varianten ausmachen und unterscheiden – Varianten, die miteinander nicht zur Deckung gebracht werden können. Im einzelnen sind dies:

- (1) die summarische Interpretation eines Textes unter Heranziehung eines breiten Kontextwissens (zum Beispiel Oevermann 1976c – die ›Badezimmerszene‹);
- (2) die Feinanalyse des Textes auf acht unterschiedlichen Ebenen, wobei vorab – auf der Ebene 0 – das Wissen um den äußeren Kontext und die Pragmatik eines Interaktionstyps expliziert und in der Analyse berücksichtigt werden (zum Beispiel Oevermann 1979c – die ›Buletzenszene‹; Oevermann 1979b – ›Dalli Dalli‹);
- (3) die Sequenzanalyse jedes einzelnen Interaktionsbeitrages, ohne vorab den inneren und äußeren Kontext der Äußerung zu explizieren (zum Beispiel Oevermann 1979c, S. 412-429,

und 1981b – ›Butterbrot schmieren‹ und Oevermann 1983a – ›Fernsehansage‹);

- (4) die ausführliche Interpretation der objektiven Sozialdaten aller an der Interaktion Beteiligten, bevor der zu interpretierende Text zur Hand genommen wird (zum Beispiel Oevermann 1980b und 1981a – ›Fernstudentin‹ und ›Der Schmied aus dem Ruhrgebiet‹).

Die erste Variante stammt aus den Kindertagen der objektiven Hermeneutik. In neueren Arbeiten taucht sie nicht mehr auf und kann deshalb vernachlässigt werden. Die zweite und dritte Variante bilden zusammen den eigentlichen Kern der Oevermannschen Hermeneutik. Detailliert werden Texte Schritt für Schritt interpretiert. Die *Feinanalyse* mit Vorwissen und die *Sequenzanalyse* ohne Vorwissen werde ich im weiteren der Einfachheit halber nur noch als eine Spielart behandeln (Näheres zu dieser Variante bei Reichertz 1986, S. 247–269). Scharf von ihr zu unterscheiden ist die oben aufgeführte *vierte* Variante – die Interpretation von objektiven Daten *vor* der Ausdeutung eines Interaktionstextes.

Diese Variante zentriert sich um die Interpretation objektiver Daten *vor* der Analyse von Interaktionsprotokollen, die andere um die strenge Sequenzanalyse allein der Interaktionsprotokolle. Das erste Verfahren findet sich bei der Analyse eines Interviews mit einer Fernstudentin (Oevermann 1980b), der Interpretation eines Interviews mit einem Schmied aus dem Ruhrgebiet (Oevermann 1981a) und bei der Deutung der Sozialdaten der Familie B., das ist die ›Bulettenfamilie‹ (Oevermann 1981c).²

Die Sequenzanalyse wird mehr oder weniger stringent bei der Sinnrekonstruktion des ›Butterbrotschmierens‹ (Oevermann

- 2 Ein sehr ähnliches Verfahren verwendet auch Andreas Simm (1983 und 1984). Gerald Schneider favorisiert eine ähnliche Variante, um qualitative Interviews auswerten zu können (Schneider 1988). Mit Recht kann er sich bei seinem Unternehmen auf einige Aussagen von Ulrich Oevermann beziehen (Aussagen, die weiter unten noch dargestellt und erörtert werden), doch Schneider übersieht – den Blick stets auf eine simple Forschungspragmatik gerichtet – die erkenntnisverhindernden Konsequenzen seines Tuns: Der strukturtheoretisch angeleiteten Subsumtion können die Daten keinen Widerstand mehr entgegenbringen. Bei diesem Unterfangen ist es nur logisch, daß Schneider versucht, die Oevermannsche Begrifflichkeit in die systemtheoretische Begriffswelt Luhmanns umzutauschen.

1979c und 1981d), einer ›Dalli-Dalli‹-Sendung (Oevermann 1979b), eines Gedichts von R. A. Schröder (Oevermann 1982), eines Interviews mit einem Aussteiger in Oberitalien (Oevermann 1983b) und einer Fernsehansage (Oevermann 1983a) angewandt. Außerdem wird dieses Verfahren noch bei der Analyse eines Briefes der Lufthansa an eine ihrer Angestellten (Oevermann 1981b) demonstriert.

Im folgenden werde ich *allein* diejenige Spielart der objektiven Hermeneutik untersuchen, die sich mit der Interpretation von objektiven Daten beschäftigt. Meine Bedenken beziehen sich demnach *nur* auf diese Variante, nicht auf die wie auch immer geartete Sequenzanalyse.

Diese Interpretation objektiver Daten werde ich im weiteren darlegen und untersuchen. Oevermann beschreibt sein Verfahren so: »Drei Prinzipien leiten im Rahmen der objektiv hermeneutischen Fallanalyse den Anfang der Datenauswertung« (Oevermann 1981c, S. 1). Mit diesen Worten beginnt die Fallrekonstruktion der Familie B. Als Prinzipien werden genannt:

- (1) Man beginnt die Fallrekonstruktion mit der Auslegung der Daten des Falles, die »am ehesten unzweifelhafte Objektivität besitzen« (ebd.) und sozialwissenschaftlich relevant sind.
- (2) Diese Daten sind als interpretierbarer Text zu behandeln.
- (3) Dieser »Handlungstext« (ebd.) ist als »erster Textausschnitt« (ebd.) besonders extensiv zu interpretieren.

Begründet wird das letzte Prinzip mit der in der Forschungspraxis gewachsenen Erfahrung, »daß schon eine Interpretation solcher ›einfacher‹ Daten, deren Erhebung nicht auf sogenannte qualitative Verfahren angewiesen ist, zum einen eine erstaunliche Selektionsbedeutsamkeit im Hinblick auf die Einengung von denkbaren Möglichkeiten einer Fallausprägung besitzt, zum anderen erst deren Explikation weitere Informationen über den Fall aus dem qualitativ erhobenen Material trennscharf macht« (ebd.). An anderer Stelle wird der Anfang des Interpretationsprozesses so beschrieben: »Man beginnt [...] mit den unzweifelhaften, selbst nicht interpretativ erschlossenen ›objektiven‹ Daten zum Fall, zieht diese als ersten ›Protokolltext‹ über den Fall heran und benutzt sie für eine möglichst extensive Bedeutungsrekonstruktion, die dann als Ausgangspunkt für eine weitergehende Rekonstruktion der Fallindividualität [...] der Falldaten dient« (Oevermann 1981a, S. 4).

Unterschieden werden zwei Sorten von objektiven Daten. Einmal

sind Variablen wie Alter, äußere Wohnverhältnisse, Beruf der Erwachsenen, Ausbildung, Einkommen und Vermögenslage der Familie gemeint (vgl. Oevermann 1981c, S. 2 f.). Diese Daten bilden den Zustand eines Familiensystems zu einem gegebenen Zeitpunkt ab, sie klären also, *was* die Familie zu einem bestimmten Moment ist. Eine zweite Sorte objektiver Daten sind die Angaben über die Sozialgeschichte der untersuchten Familie: wichtige Stationen im Leben der einzelnen Herkunftsfamilien, Zeitpunkt der Heirat, Familienplanung, Einkommensentwicklung etc. Mit Hilfe dieser Daten soll rekonstruiert werden, *wie* es zu einem bestimmten Familiensystem kam. Diese Angaben werden entweder ausdrücklich erfragt oder dem zu analysierenden Text entnommen. Als nächstes wird aufgrund dieser Daten eine Normalitätsfolie konstruiert. Dies geschieht unter In-Rechnung-Stellung der jeweils historisch gültigen Normalitäts- und Vernünftighkeitsstandards. Entworfen wird »gewissermaßen gedankenexperimentell, was vernünftigerweise, das heißt nach Geltung des unterstellbaren Regelsystems [...] ein individuiertes Handlungssystem, zum Beispiel eine Person mit bestimmten Merkmalen, in einem spezifischen Kontext bei Konfrontation mit einem spezifischen Handlungsproblem tun könnte und tun sollte« (Oevermann 1980b, S. 23). Beispielhaft dafür ist folgende Fragestellung: »Gegeben eine Frau mit den und den Merkmalen; welches sind die sozial typisierten Deutungen, die eine Entscheidung für ein Fernstudium sinnvoll machen?« (ebd., S. 27).

Ohne einen solchen Normalitätsentwurf *vor* der Analyse ist – so Oevermann – keine sozialwissenschaftliche Forschung möglich. Sozialforschung muß immer implizit oder explizit – so die These – mit Normalitätskonstruktionen arbeiten. »Wir behaupten [...], daß ohne die Inanspruchnahme eines präsupponierten Modells der Normalität von Handeln sozialwissenschaftlich relevante Aussagen von vorneherein nicht möglich sind, jedenfalls dann nicht, wenn man – womit die Konstitution eines spezifisch sozialwissenschaftlichen Objektbereichs und damit die Bedingungen der Möglichkeit einer Sozialwissenschaft als Erfahrungswissenschaft steht und fällt – von einem Begriff sozialen Handelns ausgehen will, für den das Moment der Regelgeleitetheit konstitutiv ist« (Oevermann 1981c, S. 10).

Universelle handlungssteuernde Regeln (Grammatikalität, Logizität, Vernünftigkeit) sind von historisch spezifischen (geltenden

Normen) zu unterscheiden. Da der handelnde Mensch über diese Regelkenntnis verfügt, kann der Hermeneut sie unproblematisch »bei der Interpretation von Handlungstexten als Kriterium der ›Normalität‹ in Anspruch nehmen« (ebd., S. 13). Lediglich für die historisch spezifischen Regeln gilt, »daß sie, da sie sich ständig wandeln, weitaus weniger sicher in Anspruch genommen werden müssen und der Interpret sich ihrer Geltung jeweils vorausgehend versichern muß« (ebd.). Und wie versichert man sich ihrer Geltung? Wiederum nur durch »eine interpretative Rekonstruktion von Bedeutung von Handlungstexten, seien es Äußerungen in Form von direkten Urteilen der Angemessenheit von seiten der Mitglieder einer Lebenswelt oder Protokollen von deren beobachtbarem Handeln [...]« (ebd., S. 14).

Forschungspraktisch bedeutet dies, daß außer dem untersuchten Handlungstext stets weitere Texte zu lesen sind, und zwar solche, aus denen man – falls man es nicht schon weiß – erfährt, was in einer bestimmten Lebenswelt zu einem bestimmten Zeitpunkt ›normal‹ ist, was – wenn man normale Biographien untersucht – man so tut und getan hat, was den normalen Bürger ausmacht.

Diese Konstruktion eines Normalbürgers bzw. einer normalen Familie zu einem historischen Zeitpunkt ist nicht zu begreifen als Konstruktion eines Idealtyps im Sinne Webers. Wenn man Webers Begrifflichkeit bemühen will, dann trifft der Ausdruck ›Durchschnitt‹ (Weber 1973, S. 188 ff.) besser, da Oevermann ›Normalität‹ und ›Vernünftigkeit‹ nicht qualitativ, sondern quantitativ faßt; das belegt schon die häufige Inanspruchnahme des Statistischen Jahrbuchs bei der Konstruktion des Normalen.³

- 3 In dem Manuskript zu der Familie B. bestimmt Oevermann seine Normalitätsvorstellungen folgendermaßen: »Wir hatten mehrfach von ›normal‹ oder ›üblich‹ gesprochen und dabei konkret gemeint, daß eine Familie mit drei Kindern und der beruflichen Qualifikation der Eltern üblicherweise eine größere Wohnung hat als das hier der Fall ist. Fragen wir genauer, wie wir dieses Angemessenheitsurteil abstützen können, dann können wir zunächst – wenn wir uns eine direkte Erhebung von Angemessenheitsurteilen ersparen wollen – auf statistische Daten über den Zusammenhang von Familiengröße und Wohnungsgröße zurückgreifen. Wir stellen dann fest, daß unser Fall weit unter dem Durchschnitt liegt* und weiterhin, daß diese Abweichung nur mit dem geringen Einkommen erklärt werden kann, das seinerseits, durch statistische Daten belegbar*, gemessen an der Qualifikation des Ehemanns ›unüblich‹ niedrig liegt« (Oevermann 1981, S. 14). Soweit das Zitat von

Ist die Hintergrundfolie der Normalität einmal gezeichnet, so ist in einem weiteren Deutungsschritt den zu analysierenden Interaktionsprotokollen die tatsächliche Abfolge einer Biographie bzw. einer Handlungssequenz zu entnehmen. Dieser konkrete, besondere Handlungsablauf wird – um in der Metapher zu bleiben – in einem weiteren Arbeitsvorgang über die Normalitätsfolie gelegt und verglichen. Abweichungen vom Pfad der Mehrheit gilt es zu interpretieren. »Es ist immer zweckmäßig, den Einstieg in die Fallstruktur an einer Stelle zu wählen, an der man einen ungewöhnlichen Zusammenhang vermuten kann, weil naturgemäß das Ungewöhnliche das Fallspezifische am ehesten zum Ausdruck bringt« (Oevermann 1981c, S. 7).

Dabei muß man sich die zugrundeliegende Metapher etwa so vorstellen: Normales Verhalten ist abzutragen auf eine nicht regelmäßige Kurve. Diese ist umgeben von einem Plus- und Minusbereich des ›Schon-Normalen‹ und ›Noch-Normalen‹. Innerhalb dieser Bandbreite mäandert das konkrete, besondere, zu analysierende Handeln. Je weiter es sich von der Ideallinie der quantitativ bestimmten Normalität entfernt, desto mehr bedarf es der Interpretation. Diese Auffälligkeiten liefern dann den Einstieg in die Rekonstruktion der Fallstruktur. So fällt Oevermann zum Beispiel auf, daß angesichts der Tatsache, daß 1957 »über 90% der Abiturienten ein Studium aufgenommen haben« (Oevermann 1980b, S. 32)⁴, der neunzehn Jahre später gefaßte Entschluß einer

Oevermann. Daß die hier unterstellten Normalitätsvorstellungen nicht zutreffen (siehe die nächsten Fußnoten) interessiert jetzt nicht. Viel interessanter sind die im zitierten Text auftauchenden Sternchen (*), welche auf Fußnoten verweisen sollen. In der ersten Fußnote steht allerdings nichts über Wohnungsgrößen, sondern der Hinweis für einen Mitarbeiter »hier Belegstellen einfügen/aus stat. Jahrbuch heraussuchen« (ebd., S. 14), und in der zweiten Fußnote heißt es ebenso lapidar: »Hier aus dem stat. Jahrbuch über Einkommensverteilung« (ebd., S. 15). Diese Zitate belegen nicht nur deutlich, wie sich ›Normalität‹ für Oevermann über die große Zahl zu erkennen gibt, sondern auch, daß der Hermeneut gelegentlich mit ungeprüftem ›Wissen‹ (Vorwissen) arbeitet.

- 4 Im übrigen hat sich hier ein falsches Verständnis der Normalität des Jahres 1957 eingeschlichen. Befragt man nämlich das Statistische Jahrbuch von 1956 (normalitätskonstituierend für 1957), dann stellt man nach einigem Rechnen fest, daß 1956 nur 51,5% aller Abiturienten ein Studium aufnahmen, jedoch etwa nur 40% der weiblichen Maturierten

Fernstudentin, ein Studium zu beginnen, erklärt werden muß. In einer anderen Arbeit beginnt die Analyse mit der Klärung des ungewöhnlichen Umstandes, daß eine Frau einen dreizehn Jahre älteren Mann heiratet (Oevermann 1981a), während Oevermann sich an anderer Stelle darüber wundert, weshalb ein ausgebildeter Industriekaufmann, verheiratet, zwei Kinder, so wenig – nämlich 1149,- DM brutto – verdient (Oevermann 1981c).⁵ Wie die Untersuchung dann weitergeht, soll exemplarisch die Betrachtung des zuletzt genannten Beispiels veranschaulichen:

- (1) Die Sichtung der Daten ergibt: Der Vater verdient zu wenig.
- (2) Frage: Weshalb verdient er so wenig?
- (3) Konstruktion möglicher, normaler Begründungen dafür.
- (4) Von den möglichen Begründungen für den niedrigen Verdienst »springt eine ins Auge« (ebd., S. 17): Der Mann ist bei seinem Vater angestellt.
- (5) Nächste Frage: Weshalb zahlt der Vater so wenig?
- (6) Konstruktion möglicher, normaler Begründungen dafür.
- (7) Die richtige Begründung ist, daß der Mann von seinem Vater ausgebeutet wird. Woher weiß man das? Der Mann hat es im Interview selbst gesagt (ebd., S. 19).
- (8) Daraus kann geschlossen werden, »daß die Frage nach dem Verhältnis von Herrn B. zu seiner Herkunftsfamilie entscheidend sein wird« (ebd., S. 21).

Oevermann resümiert folgendes: »Wir sehen also, daß von

dies taten, so daß die erkenntnisleitende Fragestellung von Oevermann sich fast in ihr Gegenteil verkehrt: denn jetzt wäre es interpretationsbedürftig, wenn sie sich 1957 tatsächlich immatrikuliert hätte (vgl. *Statistisches Jahrbuch* 1956, Wiesbaden, S. 80 ff.).

- 5 Auch diese Vorstellung von der Normalität des Jahres 1971 erweist sich als falsch. Die zuständige Gewerkschaft teilt auf Anfrage gerne mit, daß ein Industriekaufmann im Jahre 1972 – also ein Jahr nach der Datenerhebung durch Oevermann – zwischen 850,- DM und 1125,- DM verdiente. Berücksichtigt man, daß der Tariflohn mit der Anzahl der Berufsjahre wächst, daß die 1125,- DM einem Industriekaufmann also erst nach 15 Berufsjahren gezahlt werden und daß Herr B. noch keine 15 Jahre (vielleicht 10 Jahre) im Beruf war, dann verdiente er mit seinen 1149,- DM über dem Durchschnitt, und dies hätte der Ausgangspunkt der Argumentation sein müssen. Allerdings stellen die Bemerkungen dieser und der letzten Fußnote keine prinzipiellen Einwände gegen das Oevermannsche Verfahren dar. Sie sollen nur belegen, daß man sich in dem, was normal ist oder war, sehr leicht irren kann.

einer ausführlichen Betrachtung der Diskrepanz von Berufsqualifikation und Einkommen, auf die wir durch die Beobachtung der beengten Wohnverhältnisse aufmerksam wurden, eine Vielfalt von Folgefragen ihren Ausgang nimmt, deren Beantwortung auf die Fallstruktur ein bezeichnendes Licht werfen wird. Für unsere strukturalistische Fallrekonstruktion mit den Methoden der objektiven Hermeneutik ist ganz entscheidend, daß diese Folgefragen, die Raster von Antworten aus dem Material definieren, vorab expliziert werden« (ebd., S. 21).

Bevor also Oevermann den eigentlichen Interaktionstext genauer analysiert, versucht er bereits vorab, durch die Konfrontation des Besonderen mit dem Normalen Hypothesen über die mögliche Fallstruktur zu ermitteln, welche die Fülle der Lesarten einengen, aber auch schon Aufmerksamkeitsfoci setzen.⁶ Nach welchen Entscheidungskriterien beurteilt wird, wie die Kombinatorik von Allgemeinem und Besonderem sich gestaltet, verwundert manchmal. Einmal entscheidet man, weil die Befragte »glaubhaft versichert« (Oevermann 1980b, S. 38), an anderer Stelle erscheint eine Möglichkeit als »recht unplausibel« (ebd., S. 39) oder es wird an »keiner Stelle im Interviewtext erkenntlich« (ebd.). Der Schmied aus dem Ruhrgebiet »macht den Eindruck« (Oevermann 1981a, S. 25), und für ihn »scheint [etwas] wichtig zu sein« (ebd.). Kurz: Zur Beurteilung, was denn nun der Fall ist, werden vor der Textanalyse Kriterien wie Plausibilität, persönlicher Eindruck, Selbsteutung der Befragten und ähnliches mehr herangezogen. Die Vordeutung des Falles durch die Interpretation objektiver Daten macht es möglich, gezielt Fragen an den jetzt zu untersuchenden Text zu stellen, also Indikatoren zu bilden.

Aufgrund dieser Indikatoren kann man den Text durchforsten und die dazu »passenden« Textstellen herausuchen und interpretieren. Daß dieser Behauptung keine Fehldeutung des Oevermannschen Vorgehens zugrunde liegt, läßt sich leicht belegen. So schreibt er: »Wir wenden uns nunmehr den Interpretationen von Textausschnitten zu, die den drei genannten Indikatorenbereichen zugeordnet werden können« (Oevermann 1980b, S. 43). Auch spricht er davon, passende »Textausschnitte heranziehen« zu müs-

6 »Paradox formuliert, ist unser Vorgehen dadurch gekennzeichnet, daß wir dem Text möglichst viel Struktur dadurch abgewinnen wollen, daß wir möglichst lange ohne ihn auskommen« (Oevermann 1980b, S. 28).

sen. Am klarsten zeigt sich diese Arbeitsweise bei der Untersuchung der Schmiedfamilie aus dem Ruhrgebiet (Oevermann 1981a). Dort werden, ohne auf die Zeitstruktur des Interaktions-textes zu achten, unter vorher ermittelten Überschriften Textstellen zusammenhanglos versammelt. Wissenschaftstheoretisch wähnt man durch diese Logik die Validität der Ergebnisse gesichert: »Eine Information aus dem Datenmaterial hat einen ganz anderen Evidenzcharakter, wenn sie eine zuvor motivierte Frage beantwortet, als wenn sie bloß induktiv gesammelt und anderer Information summarisch hinzugefügt wird. Im ersteren Fall erhält sie den Status eines unabhängigen empirischen Tests, im zweiten Fall bliebe sie auf den Status eines Ausgangspunktes für eine Interaktion beschränkt« (Oevermann 1981c, S. 21).

Die auf diese Weise erlangten Arbeitsergebnisse, also Aussagen zur Familienstruktur, zur Familienentwicklung, zu Deutungsmustern und dergleichen, sollen dazu genutzt werden, zu »empirisch fundierten Diagnosen wichtiger Trends« (Oevermann 1981a, S. 1) zu gelangen. Oevermann möchte dabei »die Spielräume für potentielle Veränderungen der Familienfallstruktur, also die Freiheitsgrade für eine Transformation dieser Struktur, im Unterschied zu ihrer bloßen Reproduktion, zu bestimmen versuchen und diese Schlüsse gleichsam als ›Prognosen‹ benutzen [...]« (ebd., S. 3 f.). Erweisen sich die Prognosen später als richtig, dann soll dies Beweis für die Treffsicherheit der Objektiven Hermeneutik sein. Man hofft, über die Erstellung von Prognosen und deren Überprüfung »wichtige Aufschlüsse über die Sicherheit und Zuverlässigkeit von Fallrekonstruktionen und über die Möglichkeiten einer darauf aufbauenden Strukturgeneralisierung« (ebd., S. 4) zu erhalten.

Soweit erst einmal das Selbstverständnis *dieser* Variante der objektiven Hermeneutik. Aus anderer Sicht kann man das Verfahren gewiß auf folgende Weise beschreiben: *Hochkomplexes Handeln wird entlang eines soziologisch relevanten Begriffsgitters quantifizierbarer Daten willkürlich auf Gesetzmäßigkeiten reduziert, um dann späteres Handeln zu prognostizieren.* Und diese Formulierung läßt sich belegen.

Oevermann interpretiert objektive Daten. Was ist an ihnen objektiv, und weshalb gerade diese? Objektiv sind sie, weil es ›Außendaten‹ sind; sie sind dem Handeln äußerlich. Jedes Gesellschaftsmitglied könnte, wenn es wollte und dürfte, diese Daten

ermitteln, denn sie sind meist durch Urkunden oder ähnliches verbürgt. Diese Daten sind nach außen sichtbar, und darin unterscheiden sie sich von Handlungsanstößen, die der Binnenperspektive entspringen und dem Blick des Beobachters für immer entzogen sind. Erstere sind beobachtbar und somit auch quantifizierbar, letztere kann man höchstens verstehen. Interessant ist, welches implizite Menschenbild sich hinter den Daten verbirgt: Es ist der *homo sociologicus*! Das Leben dieses Menschen wird bewegt von Spannungen zwischen den einzelnen Generationen, von Ausbildung, Einkommen und Status; es verändert sich entscheidend durch Heirat und Nachkommenschaft; es ist damit ausgefüllt, anfallende Aufgaben als Kind, Ehepartner, Elternteil und Geldverdiener zu erledigen. Das darin implizite – und durch nichts als gültig zu erweisende – soziologisch gefärbte Menschenbild enthüllt sich einem sofort, versucht man sich vorzustellen, nach welchen Daten am Tag des Jüngsten Gerichts (unterstellt, er käme eines Tages), der strafende und belohnende Richter (unterstellt, es gäbe ihn) fragen würde. Für den Großen Richter wären gerade die sozialwissenschaftlich relevanten Daten völlig marginal.

Aber es ist gar nicht notwendig, seine Vorstellungskraft so zu strapazieren und die Perspektive des Großen Richters zu übernehmen; es reicht schon aus, sich auf einer erheblich kleineren Bühne einen Sportjournalisten auszumalen, der einen früheren Radprofi ausfragt. Es ließe sich einwenden, daß weder der Große Richter noch der Sportjournalist Wissenschaftler seien und daß für Wissenschaftler eben genau die angegebenen Daten wichtig sind. Für Wissenschaftler gewiß, das sei eingeräumt; wenngleich es ebenso gewiß ist, daß nicht für alle Wissenschaftler die gleichen Daten relevant sind. Aber diese Daten sind für die Wissenschaftler von Interesse, weil diese Daten entsprechend einer impliziten Welt- und Menschendeutung für wichtig gehalten werden.

Wer – wie Oevermann – für die Deutung sozialen Handelns Daten wie Alter, Familienstand, Einkommen, Wohnverhältnisse und ähnliches heranzieht, der unterlegt dem sozialen Handeln eine Mechanik, die sich mit den genannten Größen auch beschreiben und berechnen läßt. Und wer berechnen will, der möchte genau sein. Konsequenterweise strebt diese Variante der Objektiven Hermeneutik nach Gültigkeit, sogar nach empirisch belegter Treffsicherheit. Denn nur so können die durch Ausdeutung ob-

jektiver Daten ermittelte Fallstruktur und die dazugehörige Struktur der Falldynamik sich als Gesetze gerieren, die den Freiheitsraum des Handelns einschränken. Und diese Gesetze sollen im weiteren dann Prognosen über das zukünftige Handeln erlauben. Eine solche Verfahrenslogik läßt sich zwangslos auf drei Begriffe bringen: Reduktion – Gesetz – Prognose.

Bleibt noch zu belegen, daß die objektive Hermeneutik ›willkürlich‹ von den Daten zu den Gesetzen gelangt. Das gelingt, wenn untersucht wird, welche Texte bei der Interpretation der Daten ausgebeutet werden. Denn der Hermeneut arbeitet keineswegs allein mit dem Text, der die Verschriftung der zu analysierenden Interaktion darstellt. Hinzu kommen weitere diverse Texte. Einige erstellt er sich selbst, andere muß er sich erst suchen. Zu den selbstgeschriebenen Texten gehört erst einmal der, den er aus den objektiven Daten neu zusammenstellt. Den nächsten Text produziert er bei der Ausbuchstabierung der Normalitäts- und Vernünftigskeitsregeln. Kann er diesen Text – mangels Kenntnis des entsprechenden Teils der Lebenspraxis – nicht selbst schreiben, greift er auf Texte anderer zurück. Einen weiteren Text erstellt der Hermeneut, wenn er die Normalitätsfolie konstruiert, ihm folgt der nächste, welcher die besondere Fallentwicklung zum Inhalt hat. Man stößt noch auf eine Fülle von Texten, rekonstruiert man den vorgeschlagenen hermeneutischen Prozeß. Zusammen drücken diese Texte die gesamte Pragmatik einer Interaktionsgemeinschaft aus.

Das Problematische einer solch drastischen Ausweitung des Textbegriffs zeigt sich bei dieser Variante der objektiven Hermeneutik besonders deutlich. Denn zuerst werden die selbst verfaßten Texte interpretiert; erst dann und nur unter dem Gesichtswinkel der vorangegangenen Interpretation wird der fremdverfaßte Interaktionstext befragt. Enthält der fremdverfaßte Text tatsächlich eine ihm eigene Struktur, wird diese es sehr schwer haben, sich zu Wort zu melden. Zu befürchten ist, daß das Fremde des Interaktionstextes unter das Bekannte des selbstverfaßten Textes subsumiert wird. Eine Vorkehrung, die dieser Gefahr systematisch begegnen würde, ist nirgends vorgesehen.

Die objektive Hermeneutik in dieser Variante (nämlich als Kunstlehre, *vor* der Interaktionsanalyse extensiv die objektiven Daten des Falles zu interpretieren) erweist sich also bei näherem Hinsehen als Methode, die Mannigfaltigkeiten sozialen Handelns auf

Strukturen zurückzuführen und mit Hilfe kurzer Schlüsse durch Strukturen zu erklären – dies paßt gut zu dem, was ich andernorts als »Metaphysik der Strukturen« bezeichnet habe (Reichertz 1988a).

4. Die Forschungslogik der objektiven Hermeneutik

Die Frage nach der Forschungslogik eines Ansatzes ist die Frage nach dem Verfahren, mit dessen Hilfe man von einzelnen Daten zu möglicherweise weiterreichenden Aussagen gelangt. Klarer: Gibt es einen Weg von der Einzelanalyse zur allgemeinen Aussage, und wenn ja, wie sieht dieser aus?

Oevermann reklamierte schon sehr früh die Abduktion als die grundlegende logische Form jeder hermeneutischen Strukturrekonstruktion (später: jeder ernst gemeinten sozialwissenschaftlichen Analyse). Die Abduktion im Sinne von Peirce, so heißt es bereits 1974 bei Oevermann, ist der »Modus des einzig Erfahrung konstituierenden logischen Schlusses« (Oevermann 1974, S. 56). Die Abduktion soll schon auf der Ebene der Forschungslogik zweierlei sicherstellen: die Schöpfung neuer Erkenntnis und die Vermeidung voreiliger Subsumtion. Den Vorteil, den sich Oevermann von dieser Inanspruchnahme des abduktiven Schlusses verspricht, erläutert er in einer Vorlesungsmitschrift. Die Bedeutung der Abduktion sei so groß, »weil in dem Maße, in dem eine solche logische Schlußform gerechtfertigt werden kann (allgemein logisch, auf der Ebene der Logik selbst), die Frage nach der Genesis von Erkenntnis wieder zu einer forschungslogischen Frage gemacht und von ihrer Reduktion auf bloße Forschungspsychologie befreit wird, weil also damit die erkenntnistheoretische Fragestellung in ihrer umfassenden Ausformung transzendentallogisch gegen das positivistische Programm wieder Dignität erreicht und der Positivismus dadurch überwunden wird« (Oevermann 1981e, 27. 5. 81, S. 16).

Für Oevermann ist also zweierlei sehr wichtig: Einmal soll neue Erkenntnis generiert werden, zum anderen soll dies in der Form reproduzierbarer Logik geschehen. Das zielt gegen Reichenbach und Popper, die mit ihrer Trennung der Logik der Entdeckung von der Logik der Rechtfertigung die erste in den Bereich der Psychologie »vertrieben« und nur die zweite dem Bereich ernstzu-

nehmender Wissenschaft zugeordnet haben. Diese Trennung, von Popper noch als endgültige Lösung des Induktionsproblems gefeiert, will Oevermann wieder rückgängig machen: Die unglückliche Disjunktion von Entdeckungs- und Rechtfertigungszusammenhang soll mittels der Abduktion wieder aufgehoben werden. Diese durch die Abduktion wieder geschlossene Forschungsoperation verspricht viel: nämlich (so die Hoffnung) synthetische Schlüsse *a posteriori* (vgl. Oevermann 1987b).⁷

Trotz dieser sehr zentralen Stellung der Abduktion im Konzept der objektiven Hermeneutik wird in keiner der bisher veröffentlichten Arbeiten Oevermanns die Form des abduktiven Schlusses näher beschrieben oder erläutert. Wenn es um die Explikation dieses Schlußsteines geht, hüllt sich Oevermann in Schweigen, oder er verbleibt im Vagen. Allerdings deutet einiges darauf hin, daß er – zumindest bis 1983 – im Anschluß an das Frühwerk von Peirce die Abduktion mit der qualitativen Induktion gleichsetzte und damit den entscheidenden Unterschied von forschungsstrategischem Wert übersah. So erklärt er noch 1981, daß die Abduktion letztlich nichts anderes als eine qualitative Induktion sei. »Er [Peirce] meint dasselbe, wenn er da von qualitativer Induktion spricht« (1981b, S. 16); andernorts spricht er nur noch von »qualitativer Induktion« (Oevermann 1980b, S. 58, und 1981e, S. 12), welche gegen eine subsumtionslogische quantitative Induktion ausgespielt wird (Oevermann 1983a, S. 273). Später greift er wieder auf den Begriff »Abduktion« zurück (Oevermann und Simm 1985, S. 189 und 221), um dann sehr scharf zwischen »qualitativer Induktion« und »Abduktion« zu unterscheiden: »Die qualitative Induktion ist eine Vorform der Abduktion und doch nichts anderes als eine Typenzuordnung« (Oevermann 1987b).

Diese begriffliche Inexplizitheit weist darauf hin, daß die Differenz von qualitativer Induktion und Abduktion⁸ offensichtlich übersehen wurde und daß die Gefahr besteht, daß die theorieinnovative Potenz des abduktiven Schlusses zu Unrecht auf die qualitative Induktion übertragen wird.

7 Diese Aussagen hat Oevermann an keiner Stelle durch eine Drucklegung lizenziert. Quelle ist die Transkription eines Vortrages, der 1987 in Essen gehalten wurde. Ähnlich vorsichtig und zurückhaltend muß man Zitate aus Oevermann 1981e und 1981f interpretieren.

8 Zur genaueren Bestimmung dieser Differenz siehe Reichertz 1988b und 1991.

Die qualitative Induktion schließt in Kenntnis (a) von Regel- oder Gesetzeswissen und (b) Merkmalen eines Ereignisses auf den Fall, die Abduktion jedoch nur in Kenntnis von Ereignismerkmalen und unter In-Rechnung-Stellung möglicherweise geltender Regeln auf den Fall *und* die Regeln. Die Abduktion korrespondiert mit dem in der Psychologie bekannten Phänomen des Gestaltwandels: Die gleichen wahrnehmbaren Daten werden mit Hilfe neuer Regeln neu geordnet, und es entsteht ein neues Bild (vgl. Reichertz 1991).

Falls die objektive Hermeneutik die Abduktion als qualitative Induktion (miß)verstehen und die wesentlichen Unterschiede übersehen sollte, ließe sich mit Recht sagen, daß die objektive Hermeneutik auf der untersten und grundlegenden Ebene wissenschaftlichen Forschens (logisches Schließen) der Subsumtion in die Hände arbeitet bzw. ungewußt subsumiert.

Untersucht man nun die Forschungspraxis von Oevermann selbst, dann bemerkt man sehr schnell, daß er nicht nur – wie oben bereits dargestellt – mehrere Vorgehensweisen pflegte, sondern auch daß sich seine Forschungspraxis im Laufe der Jahre deutlich änderte. Ganz grob lassen sich zwei Phasen ausmachen: die Entwicklung der objektiven Hermeneutik (1970 bis etwa 1978) und die Etablierung der objektiven Hermeneutik (seit 1979). Die Forschungslogik der ersten Phase läßt sich meines Erachtens so beschreiben:

Auf der einen Seite lagen Objekttheorien (allgemeine Gesetze) vor, deren Gültigkeit anfangs unterstellt, jedoch im Laufe der Forschungsarbeiten immer weiter außer Kraft gesetzt wurde, auf der anderen Seite verfügte man über vertextete Interaktionen, wobei klar war, daß die Texte nicht die Totalität der Welt (Lebenspraxis) sind, sondern lediglich vage Erinnerungsspuren. Der Text wurde als Bewirktes angesehen, als Resultat, dessen Ursache in der ständig fließenden Lebenspraxis verankert ist. Als bekannt wurden demnach gesetzt: (a) Gesetze oder Regeln (anfangs wurden sie als faktisch gültige angesehen, später nur virtuell in Gültigkeit gesetzt); (b) das von der Lebenspraxis Bewirkte, welches materialisiert als Text vorliegt. Gesucht wurden die Ursachen für das Bewirkte. Klar werden sollte, was der Fall ist, das heißt, klar werden sollte, wie sich aus der Totalität sozialen Geschehens (verstanden als Wirkung) spezifische Interaktionen als Resultat ergeben. Die bis 1977 entwickelte hermeneutische Methode ver-

suchte über diese Ursachen Aussagen zu formulieren. Auf der Grundlage von faktisch bzw. virtuell gültigen Regeln (Objekttheorien) und dem Bewirkten (Text) sollte auf die Ursache (Totalität sozialen Geschehens) geschlossen werden. Dieser Schluß konnte allerdings nicht zwingend sein, und das nicht allein aufgrund der hohen Komplexität gesellschaftlicher Totalität; sondern das entscheidende Handicap dieses Schlusses besteht darin, daß er Wissen voraussetzt, was erst Ziel, also Ergebnis gerade dieses Schlusses sein soll. Die Forschungslogik der objektiven Hermeneutik (in den frühen Jahren) entpuppt sich bei dieser Betrachtung als die in die sozialwissenschaftliche Forschungspraxis übertragene Struktur des abduktiven Schlusses.

Bei der Rekonstruktion der späteren Oevermannschen Forschungspraxis (etwa ab 1979) kommt man allerdings zu einem anderen Befund: Je mehr Oevermann explizit den Anspruch anmeldete (seit 1980 verstärkt), die Abduktion sei die Grundoperation seiner Forschungsarbeit, desto weniger entsprach ihr seine eigene Praxis – was keinesfalls verwunderlich ist, da Ehrenerklärungen in der Regel nur dann vonnöten sind, wenn etwas bereits in Frage steht. Die in der Anfangsphase abduktiv gewonnenen Theorien geringer und mittlerer Reichweite wurden im Laufe der Entwicklung der objektiven Hermeneutik immer mehr zu einer breit angelegten Kosmologie verwoben, welche bei weiteren Analysen stark interpretationsleitend wirkte und die nur erneut illustriert werden konnte. Allenfalls ließen sich mit neuen Analysen weiße Flecken innerhalb des bekannten Großrahmens ausmalen. Gründe für diese Entwicklung von der abduktiven zur hypothetischen Forschungslogik waren die strukturtheoretische Überarbeitung des Konzepts; der Druck, das Verfahren an immer neuen Gegenständen beweisen zu wollen oder zu müssen; das Fehlen von Forschungsmitteln und die auch daraus resultierende Auflösung der hermeneutisch vorgehenden Interpretationsgruppe.

Die *theoretische* Auseinandersetzung mit der Abduktion lief dagegen ›seitenverkehrt‹ – gebrauchte Oevermann anfangs ›Abduktion‹ und ›qualitative Induktion‹ synonym, so argumentieren die späteren Ausführungen sehr viel differenzierter. In diesen neueren theoretischen Arbeiten geht es Oevermann vor allem um die Frage, »wie in der gesellschaftlichen Wirklichkeit Neues aus Altem entsteht« (Oevermann 1989, S. 1). Unterstellt wird dabei (fast nebenbei) etwas, was keineswegs selbstverständlich ist, nämlich

daß die *Entdeckung* von Neuem eine strukturgleiche Teilmenge der *Entstehung* des Neuen sei. Diese Gleichsetzung ist für den Oevermannschen Ansatz kennzeichnend – wird doch für ihn der Prozeß, welcher sowohl das Neue als auch die ›Konstruktionen erster Ordnung‹ (Erkenntnisse) hervortreibt, gesteuert von identischen Strukturen, welche es zu rekonstruieren gilt.

Als Datum, anhand dessen die Entstehung des Neuen erlangt werden kann, dient dem objektiven Hermeneuten ein »natürliches Protokoll«, welches als »gültiger Ausdruck einer Lebenspraxis« (ebd., S. 4) aufgefaßt wird. Dieses Protokoll ist in der Regel ein Text ›mit Lücken‹. Die Textlücken zu schließen bedeutet, ›nach der hinter den Lücken liegenden Konsistenz‹ (Oevermann 1987)⁹ zu suchen, nach dem ›Handlungszentrum‹, welches die Quelle des Textes ist. Das hinter der Textproduktion stehende Handlungszentrum zu erschließen impliziert immer auch ein Erschließen der Struktur des Gegenstandes. ›Ich behaupte, daß Strukturgeneralisieren in der strukturalen Hermeneutik – so die These – ein materialer Fall dessen ist, was Peirce mit dem abduktiven Schließen anvisiert hat‹ (ebd.). Betrachtet man dieses Programm *aus der Ferne*, entdeckt man unschwer die Logik der Abduktion: Bekannt ist scheinbar allein der ›Ausdruck der Lebenspraxis‹ (Text), gesucht das noch unbekannte Gesetz (Regel), das den Text als Fall einer Regel erklärt.

Besser beurteilen läßt sich der Sachverhalt jedoch erst nach genauerer Ansicht – was sich dann zeigt, ist eine eigenwillige Verklammerung pragmatischer und realistischer Positionen. Abduktionen erfüllen – so Oevermann – eine für die menschliche Gattung nicht wegzudenkende Funktion – sie sichern Identität. Denn Handeln ist für die Menschheit konstitutiv. Handeln ist jedoch der materiale Ausdruck von Überzeugungen. Diese wiederum sind nicht identisch mit dem bewußten und abfragbaren Wissen, sondern mit dem latenten Wissen, welches das Handeln letztlich objektiv motiviert (vgl. ebd.).¹⁰ Scheitert das Handeln an äußeren ›brute facts‹, scheitert ›Ego‹ also am ›Nicht-Ego‹, kommt es zur Handlungshemmung, zur Krise, in welcher Ego zerfällt. In

9 Da ich hier von einem nicht verschrifteten Tonbandmitschnitt zitiere, der zudem nicht von Oevermann lizenziert ist, fehlen Seitenangaben und die normalen Zitatzeichen.

10 Hier füllt Oevermann die Peircesche Konzeption mit seinem Konzept latenter Deutungsmuster auf.

dieser Krise hilft die Abduktion, durch Auffinden einer Ordnung die widersprechenden ›brute facts‹ in den Handlungskreis einzufügen. Auf diese Weise sichert die Abduktion die Identität von Subjekten (vgl. ebd.).¹¹ Gültig wird die Abduktion, weil und wenn sie sich an die ›brute facts‹ anschmiegt. ›Anschmiegen‹ bedeutet, wie die Piagetsche Akkomodation, ein tätiges Sicheinlassen auf die Dinge selbst und ist scharf zu trennen von dem Eingliedern von Dingen in bereits bestehenden Muster (Assimilation).¹² Die Abduktion verfährt dabei so, daß sie – und das ist parallel zum Freudschen Traumatisierungskonzept gedacht – in der Krise auf das im Unbewußten abgelagert ›protoprädikative‹ Wissen, das in ikonischen Erinnerungsspuren enthalten ist, zurückgreift und interpretiert (vgl. ebd.). Das Neue entsteht also durch die erneute Ausdeutung des vorprädikativen Alten. Möglich und plausibel wird diese Auffassung durch die Oevermannsche Konzeption der »Sache selbst«. Sie ist immer »Allgemeines und Besonderes *zugleich*« (Oevermann 1989, S. 3), das heißt, sie besteht aus allgemeinen und individuellen Regeln. Die Abwandlung der allgemeinen Regeln durch die besonderen ergibt die Struktur der Sache. »Allgemeine, allerdings mit unterschiedlicher historischer und kultureller Reichweite geltende Regeln entwerfen den Spielraum *möglicher* sinnstrukturierter sozialer Verläufe. Der *konkrete*, praktische Verlauf innerhalb dieses Spielraumes ist eine Funktion der besonderen Fallstruktur [...]. Welche Optionen [...] konkret gewählt werden, ist vorweg nicht determiniert, sondern grundsätzlich in die Entscheidungsautonomie der konkreten Lebenspraxis gestellt« (ebd., S. 5). Allerdings kann nicht jede beliebige Wahl das Handlungszentrum treffen. Seine Wahl ist ihm auf zweifache Weise eingeschrieben. Denn die Produktion des Neuen ist weder voraussetzungslos noch auf die Willkür des Zufalls angewiesen, da sie sich »in einer Bewegung

11 So integriert Oevermann den Peirceschen Entwurf der Abduktion mit Meadschen Vorstellungen vom Psychischen (vgl. Mead 1980, S. 83–148).

12 Oevermann widerspricht ausdrücklich der Auffassung (die er Peirce unterstellt) von der Affinität zwischen erkennendem Geist und Erkannten. Mit der Adaption der Begriffe Piagets weist er zwar in die Richtung einer pragmatischen Erkenntnistheorie, doch die Metapher des ›An-die-Sache-selbst-Anschmiegens‹ erinnert meines Erachtens mehr an die Versuche des Wiener Kreises, an gültige Protokollsätze heranzukommen.

vollzieht, deren Gesetzlichkeit sowohl gattungsgesetzlich als auch – im Muster der konkreten Lebensgesetzlichkeit eines Falles – fallspezifisch moduliert ist.« (ebd., S. 57)

Diese Position, die in einem Satz den Handlungszentren Entscheidungsautonomie zuteilt, um sie in einem anderen zum ›Lautsprecher‹ von gattungs- und fallspezifischen Strukturen zu machen, legt trotz aller Dementis und Hinweise auf die ›spontane Unbewußtheit‹ abduktiver Schlüsse größten Wert auf folgende Feststellung: Abduktive Schlußfolgerungen mögen sich zwar aus der Perspektive des Subjekts unbewußt und ungesteuert ereignen; aus der Sicht der strukturalen Hermeneutik tun sie das jedoch nicht. Denn der Prozeß und das Ergebnis der Abduktion sind strukturiert, regelgeleitet. Das Neue ist auf die es hervortreibenden Strukturen zurückführbar; das zukünftig Neue ist in gewissen Spielräumen prognostizierbar.

Der Prozeß der Abduktion hat – folgt man Oevermann – etwa folgende Form: (1) Widersprüchliche ›brute facts‹ (Resultat) geben den Anstoß zu strukturierten kognitiven Prozessen; (2) die ›alte Variation‹ allgemeiner Regeln wird zur Disposition gestellt; (3) eine neue Variation allgemeiner Regeln wird von allgemeinen und fallspezifischen Regeln generiert; (4) die ›brute facts‹ sind als Fall einer Regel in einer Ordnung integrierbar. Die zu findende neue Regel ist in dieser Konzeption bereits vor dem Suchprozeß vorhanden, den Strukturen bereits bekannt, jedoch noch nicht den Handlungszentren. Pointiert: Im abduktiven Prozeß ›ergreift‹ das Handlungsobjekt das, was die Strukturen ihm reichen.

Die dieser Auffassung innewohnende ›Metaphysik der Strukturen‹ kann man kritisieren. Aber hier in diesem Zusammenhang möchte ich nur darauf hinweisen, daß diese Metaphysik die Abduktion auf der Ebene der Strukturen in eine qualitative Induktion verwandelt. Denn Oevermann entwirft auf der Strukturebene den schon bekannten Dreisatz, von dem Resultat und den gegebenen Regeln auf den Fall zu schließen. Auf diese Weise kann er zwar die Frage nach dem Prozeß der Entdeckung des Neuen aus den Fanggründen forschungspsychologischer Kontingenz befreien, überliefert sie aber einer Strukturtheorie, die nichts Neues mehr kennt.

Hinter all diesen Bemühungen steht meines Erachtens der Versuch, einen regelgeleiteten Prozeß der systematischen Entdeckung und Produktion des Neuen zu finden und zu begründen.

Das Neue wird nicht mehr durch das bewußte Folgern in syllogistischer Form sichtbar, sondern – so die Hoffnung Oevermanns – das Neue stellt sich ein, wenn man die Kunstlehre der objektiven Hermeneutik ausübt.

Doch solange sich der objektive Hermeneut auf der Ebene der Strukturen bewegt, somit deren Regeln kennt, schließt er nicht abduktiv, sondern induktiv. Denn in der Oevermannschen Konzeption ist nicht allein die Entstehung von Neuem Ergebnis eines gerichteten Transformationsprozesses von Strukturen, sondern auch die *Transformation der Deutungsprozesse* selbst ist bedingt durch gerichtete, von Strukturen gelenkte Prozesse.

Kurz: Diese Form der objektiven Hermeneutik schließt von dem Wissen um Regel *und* Resultat auf den Fall. Die grundlegende logische Operation dieses Vorgehens entspricht nicht der Abduktion, sondern der qualitativen Induktion. Die »späte« objektive Hermeneutik steht also in klarem Widerspruch zu dem von ihr selbst reklamierten Ausgangspunkt jeder Forschung.

Aber die Außerachtlassung der Peirceschen Forschungslogik läßt sich nicht nur beim ersten Schritt der Forschung diagnostizieren (der Entdeckung neuer Regeln), sondern auch bei den Folgeschritten. Dies zeigt eine weitere Betrachtung der Oevermannschen Forschungspraxis.

Wie gelangt die objektive Hermeneutik von der singulären zur allgemeinen Aussage oder in der Sprache des Falles? Wie läßt sich eine rekonstruierte Fallstruktur begründet als Struktur eines Typs generalisieren? »Das methodologische Grundproblem für eine soziologische Erfahrungswissenschaft besteht mithin darin, wie sie in einer zirkulär-reflexiven Bewegung der Selbstreinigung den Charakter der Verzerrtheit zwar nicht prinzipiell, aber doch approximativ in einer durch Vergleich überprüfbaren Folge von Annäherungsschritten abstreifen kann« (Oevermann 1984, II, S. 4).

Als Prinzip gilt hierbei für die objektive Hermeneutik, daß nicht die Häufigkeit des Auftauchens einer Struktur deren Generalisierung ermöglicht (quantitative Induktion), sondern nur die Logik des abduktiven Schlusses: »Die dialektische Strukturanalyse zieht also der induktiv-quantitativen Absicherung ihrer Ergebnisse die abduktiv-qualitative Rekonstruktion einer so unscheinbare Einzelheiten erzeugenden Strukturierungsgesetzlichkeit vor« (Oevermann 1983a, S. 259). Die Kompromißbildung in »abduktiv-qualitativ« belegt erneut die fehlende begriffliche Trennschärfe.

Zunächst werden also – folgt man dem Oevermannschen Arbeitsprogramm – zwei Forschungsleistungen in eine Reihenfolge gebracht. »Die Operation der fallrekonstruktiv vorgehenden Strukturgeneralisierung hat konstitutionslogisch gesehen der empirischen Generalisierung immer voranzugehen« (ebd., S. 277). Strukturrekonstruktion und Strukturgeneralisierung werden aufgefaßt als äußerste Pole eines gerichteten Forschungsprozesses, in dem die Ergebnisse mehrerer Einzelfallstrukturrekonstruktionen sich synchronisieren zu einer generellen Struktur. Eine einmal rekonstruierte Fallstruktur kann bei der Interpretation von weiteren Exemplaren des gleichen Typs »fallibilistisch als zu widerlegende Strukturhypothese« (ebd., S. 266) benutzt werden. Aussagen über die Struktur von Typen (= Objekttheorie) sind erst dann – *in the long run* – empirisch überprüft, »wenn ihr Inhalt sich vollständig strukturhomolog in der Sprache des Falles ausdrücken läßt. In dieser Auffassung ist die Frage, wann eine Objekttheorie vom Stadium der bloßen Heuristik in das Stadium einer in erster Annäherung bestätigten Theorie übergeht, eine nicht besonders interessante Frage« (Oevermann 1980a, S. 56).

Die Rekonstruktion der Fallstruktur liefert eine Hypothese für eine zu entwickelnde Objekttheorie, die Addition von Fallanalysen verzaubert zu einem nicht angebbaren Zeitpunkt die Hypothese in eine (fast) bestätigte Theorie. »Das Verhältnis von Theorie und Daten stellt sich hier so dar, daß jeweils die Rekonstruktion eines Falles ein objekttheoretisches Modell exemplifiziert und umgekehrt die allgemeine Formulierung eines objekttheoretischen Modells nichts anderes darstellt als die Synchronizität geronnener Fallbeschreibungen« (ebd.).

Nach meiner Meinung bezeugen diese Zitate, daß auch für die Bezeichnung des Weges von der Einzelaussage zur Theorie der Begriff »Abduktion« nicht zutreffend ist. Doch diesmal sitzt die Begriffsadaption einem merklich größeren Mißverständnis auf: Hier wird nämlich die Gültigkeit des Schlusses an die Quantität der untersuchten Fälle gekoppelt und damit die Struktur der quantitativen Induktion etabliert. Auch wenn darauf verzichtet wird, die quantitative Induktion selbst wieder quantitativ zu vermessen – dieser Verzicht auf Sekundäres wird als Abduktion gefeiert –, kann doch an deren Verwendung nicht gezweifelt werden.

Auf den Punkt gebracht, läßt sich die Forschungslogik der objekti-

ven Hermeneutik so skizzieren: Oft werden qualitativ induktiv erstellte Fallrekonstruktionen so lange (mit Hilfe vieler Fälle) verdichtet, bis eine für *alle* Fälle gültige Struktur sichtbar wird: Theorie als kleinster gemeinsamer Nenner einer Anzahl unterschiedlicher Brüche (= Fälle). Auch das Verdichtungsverfahren ist induktiv angelegt. Ebenfalls keine Spur – nicht einmal eine verbale – von Peircescher Forschungslogik, dem ständigen Nacheinander von Abduktion, Deduktion und Induktion. Langfristiges Ziel der Oevermannschen Position ist es, »über die Integration verschiedener Fallrekonstruktionen, in denen konkrete Strukturanalyse betrieben wird, zur Rekonstruktion der gesellschaftlichen Epoche oder eines historischen Typs zu gelangen« (Oevermann 1983b, S. 1). Fallrekonstruktionen haben nun – sei es, daß ein Einzelfall, sei es, daß ein Typus rekonstruiert wird – eine spezifische Aufgabe. »In Fallrekonstruktionen geht es im Unterschied zu Fallbeschreibungen immer darum, eine soziale Struktur so zu erfassen, daß über die vollständige, sequenzanalytische Rekonstruktion einer Phase ihrer Reproduktion ihre Gesetzmäßigkeit bestimmt werden kann« (Oevermann 1981d, S. 35). Die Fallrekonstruktion versucht somit, »Strukturformeln oder Strukturierungsgesetzmäßigkeiten« (Oevermann 1983a, S. 276), eine »generative Formel« (Oevermann 1983b, S. 2) oder – wie er 1984 formuliert – generative Regeln, »die einen Naturgesetzen und Naturtatsachen vergleichbaren Status haben« (Oevermann 1984, S. 18), zu bestimmen. Mit deren Hilfe sollen sich Prognosen für die Zukunft eines Handlungssystems aufstellen lassen. Oevermann betreibt ein beträchtliches Understatement, wenn er behauptet und zugleich einräumt: »Die Strukturierungsgesetzmäßigkeit erlaubt nicht deterministische Prognosen, sondern immer nur die Angabe von offenen Transformationsspielräumen« (Oevermann 1983a, S. 275). Egal wie genau die Handlungsspielräume entsprechend des Selbstverständnisses der objektiven Hermeneutik angegeben werden können¹³, so kann doch jetzt die gesamte Forschungslogik so

13 Berücksichtigt man, daß die objektive Hermeneutik sich implizit die Welt als vollständig durch Regeln mit einem offenen Endlosprogramm geordnetes Räderwerk vorstellt, dann steht zu erwarten, daß diese Hintergrundvorstellung im Verbund mit der »generativen Formel« in Zukunft genauere, im Prinzip deterministische Prognosen erlauben wird. Ob die objektive Hermeneutik allerdings tatsächlich diesen Weg gehen wird, bleibt abzuwarten.

beschrieben werden: *Entgegen dem eigenen Anspruch arbeitet sie beim ersten Schritt (der Entdeckung einer Regel) meist nicht mit der Abduktion, sondern der qualitativen Induktion. Im weiteren Verlauf des Forschungsprozesses begründet meist die Häufigkeit des Auftauchens einer Struktur deren Brauchbarkeit. Auch hier ist der Erkenntnisprozeß nicht abduktiv, sondern quantitativ induktiv angelegt.* Kurz: Über sich selbst bleibt die objektive Hermeneutik seltsam unwissend – subjektiver Anspruch (Intention bzw. praktische Erklärung) und tatsächliches Handeln (objektive Bedeutung) fallen auseinander. Auch der objektive Hermeneut bedarf also der hermeneutischen Reflexion seines objektiven Tuns. Der objektive Hermeneut strebt – glaubt man den Worten Oevermanns – nach positivem Wissen, mit dem ganz allgemein vergangenes Handeln erklärt und zukünftiges berechnet werden kann. An dieser Absicht ist gewiß nichts Anrüchiges, wenn man nicht nur die Vergangenheit und die Zukunft der untersuchten Personen im Auge hat. Denn um Vergangenes erklären und Zukünftiges voraussagen zu können, muß man mit klarem Blick weit sehen können. Ob es dazu ausreicht, auf den ›Schultern von Riesen‹ zu stehen, wage ich anzuzweifeln, und ob der Anspruch, von Gipfeln aus die weiten Täler zu überblicken, gerechtfertigt ist, zeigt ganz allein die Betrachtung der Position, von der aus der Überblick gewagt wird. Und hier ist meines Erachtens in Zukunft noch viel zu tun – nicht nur von der objektiven Hermeneutik.

Literatur

- Bude, H. (1982), »Text und Realität. Zu der von U. Oevermann formulierten Konzeption einer objektiven Hermeneutik«, in: *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie* 2, S. 134-143.
- Oevermann, U., T. Allert, H. Gripp, E. Konau, J. Krambeck, E. Schröder-Cäsar und Y. Schütze (1976), »Beobachtungen zur Struktur der sozialisatorischen Interaktion«, in: M. Auwärter, E. Kirsch und M. Schröter (Hg.), *Seminar: Kommunikation, Interaktion, Identität*, Frankfurt am Main, S. 371-403.
- (1979a), »Sozialisierungstheorie. Ansätze zu einer soziologischen Sozialisationstheorie und ihre Konsequenzen für die allgemeine soziologische Analyse«, in: G. Lüschen (Hg.), *Deutsche Soziologie seit 1945*, Opladen, S. 143-168.

- (1979b), »Exemplarische Analyse eines Ausschnitts aus einem Protokoll einer Fernsehsendung (»Dalli Dalli«), Ms., Frankfurt am Main.
- , T. Allert, E. Konau und J. Krambeck (1979c), »Die Methodologie einer »Objektiven Hermeneutik« und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften«, in: H. G. Soeffner (Hg.), *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*, Stuttgart, S. 352-433.
- , T. Allert und E. Konau (1980a), »Zur Logik der Interpretation von Interviewtexten«, in: Th. Heinze u. a. (Hg.), *Interpretation einer Bildungsgeschichte*, Bensheim, S. 15-69.
- (1980b), »Struktureigenschaften sozialisatorischer und therapeutischer Interaktion«, Ms., Antrag an die DFG, Frankfurt am Main.
- und Thomas Roethe (1981a), »Konstanz und Veränderung in der Struktur sozialer Deutungsmuster«, Ms., Frankfurt am Main.
- (1981b), »Probleme der hermeneutischen Sozialforschung«, Vortrag gehalten am 24. 11. 1981 an der Universität Osnabrück.
- (1981c), »Beiträge zur Fallrekonstruktion B.«, Ms., Frankfurt am Main.
- (1981d), »Fallrekonstruktion und Strukturgeneralisierung als Beitrag der Objektiven Hermeneutik zur soziologisch-strukturtheoretischen Analyse«, Ms., Frankfurt am Main.
- (1981e), »Theorie der Professionalisierung als Teil der allgemeinen Gesellschaftstheorie«, Vorlesungsmitschrift, Frankfurt am Main.
- (1981f), »Professionalisierung der Pädagogik. Professionalisierbarkeit pädagogischen Handelns«, Vortrag an der FU Berlin, Tonbandmitschnitt.
- (1982), »Exemplarische Analyse eines Gedichts von Rudolf Alexander Schröder mit dem Verfahren der Objektiven Hermeneutik«, Ms., Frankfurt am Main.
- (1983a), »Zur Sache. Die Bedeutung von Adornos methodologischem Selbstverständnis für die Begründung einer materialen soziologischen Strukturanalyse«, in: L. von Friedeburg und J. Habermas (Hg.), *Adorno-Konferenz 1983*, Frankfurt am Main, S. 234-292.
- (1983b), »Versozialwissenschaftlichung von Identitätsformation und Verweigerung von Lebenspraxis. Eine aktuelle Variante der Dialektik der Aufklärung«, Ms., Frankfurt am Main.
- (1984), »Warum Habermas' Theorie des kommunikativen Handelns ein Fundament für soziologische Theorie, insbesondere für soziologische Strukturanalyse, nicht abgeben kann«, Ms., Frankfurt am Main.
- und A. Simm (1985), »Zum Problem der Perseveranz in Delikttyp und modus operandi«, in: U. Oevermann, L. Schuster und A. Simm (Hg.), *Zum Problem der Perseveranz in Delikttyp und modus operandi*. Wiesbaden, S. 133-437.
- (1986), »Kontroversen über sinnverstehende Soziologie. Einige Probleme und Mißverständnisse in der Rezeption der »Objektiven Herme-

- neutik«, in: St. Auenanger und M. Lenssen (Hg.), *Handlung und Sinnstruktur*, München, S. 19-83.
- (1987a), »Eine exemplarische Fallrekonstruktion zum Typus versozialwissenschaftlicher Identitätsformation«, Ms., Frankfurt am Main.
 - (1987b), »Über Abduktion«. Tonbandmitschnitt eines Vortrages auf der Semiotik-Tagung in Essen vom 4. Oktober.
 - (1989), »Genetischer Strukturalismus und sozialwissenschaftliche Probleme der Erklärung der Entstehung des Neuen«, Ms., Frankfurt am Main.
- Popper, K. R. (1974), *Objektive Erkenntnis*, Hamburg.
- Reichertz, J. (1986), *Probleme qualitativer Sozialforschung. Zur Entwicklungsgeschichte der Objektiven Hermeneutik*, Frankfurt am Main/New York.
- (1988a), »Verstehende Soziologie ohne Subjekt«, in: *KZfSS* 40 (2), S. 207-221.
 - (1988b), »... als hätte jemand den Deckel vom Leben abgehoben.« Gemeinsames zwischen Sam Spade und Charles Sanders Peirce«, in: *KODICAS/CODE* 3/4, S. 347-362.
 - (1991), *Aufklärungsarbeit. Kriminalpolizisten und Feldforscher bei der Arbeit*, Stuttgart.
- Schneider, G. (1988), »Hermeneutische Strukturanalyse von qualitativen Interviews«, in: *KZfSS* 40, S. 223-244.
- Simm, A. (1983), »Fallinterpretation Vera S.«, Ms., Frankfurt am Main.
- (1984), »Fallinterpretation Michael«, Ms., Frankfurt am Main.
- Soeffner, H. G. (1985), »Anmerkungen zu gemeinsamen Standards standardisierter und nicht-standardisierter Verfahren in der Sozialforschung«, in: M. Kaase und M. Küchler (Hg.), *Herausforderung der empirischen Sozialforschung*, Mannheim, S. 109-126.
- Weber, M. (1973), *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, Tübingen.